

das die bisherige Bewertungspraxis gerade im letzten Jahrzehnt erlitt, kann nur wettgemacht werden durch eine weise Beschränkung auf die tatsächlich kinofreudigen Gruppen und die Filme, über die es sich zu orientieren lohnt. Die Tageszeitungen erfüllen mit ihren Filmkritiken weithin die Funktion, die Spreu vom Weizen zu scheiden. Es gibt gewisse Filme, über die es sich einfach nicht zu berichten lohnt. Die kirchliche Filmarbeit sollte soviel Gespür entwickeln, daß sie registriert und reagiert, wenn ein neuer Filmtyp zur Gebrauchsware wird. Der Idealfall wäre erreicht, wenn der Gläubige überzeugt wäre, daß er für Filme, die nicht im „film-dienst“ besprochen sind, sein Geld sparen kann. Die Arbeit des „film-diensts“ wird allerdings nicht fruchtbar werden, wenn nicht die Kirchenzeitungen

immer wieder (vielleicht einmal im Monat) den angemessenen Raum für Modell-Besprechungen zur Verfügung stellen, neben dem regelmäßigen Erscheinen der Kommissionsgutachten (für die wichtigeren Filme). Nur so, scheint uns, wird die katholische Filmberatung zu einem gerne benützten Hilfsmittel für die Kinogänger werden. Die Voyeure werden zwar nicht aufhören, weiterhin Voyeurfilme zu besuchen; vielleicht aber werden mehr Katholiken sehender in Straubs „Chronik der Anna Magdalena Bach“ oder Lesters „Wie ich den Krieg gewann“ gehen. Die Kirche brachte unseren Vorfahren das Lesen und Schreiben bei; sie könnte unserer Generation die Kunst des sehenden und ein-sehenden Verstehens des bewegten Bildes lehren.

Reinhold Iblacker SJ

Freiheit und Zwang im Schicksal des Einzelnen

Zum System der Schicksalsanalyse Leopold Szondis

Der Zugang zu dem Gedankensystem Leopold Szondis war bisher außerordentlich erschwert, allein schon, weil es in fünf aufeinander bezogenen umfangreichen Bänden vorliegt, die teilweise bis zu einer Formelsprache verdichtet wurden und außerdem beim Leser ein breites tiefenpsychologisches und zugleich psychiatrisches Wissen voraussetzen. Deswegen ist das Lebenswerk des ungarischen, seit Kriegsende in Zürich lebenden Psychiaters viel zu wenig bekannt und wird nicht genügend diskutiert, obwohl es für die gegenwärtige Psychiatrie und Tiefenpsychologie von geradezu einzigartiger Bedeutung sein dürfte und auch wesentliche Beiträge zu einer Reihe von philosophischen Grundfragen, z. B. dem Willensfreiheitsproblem, bringt. Eine erste Begegnung mit diesem Werk ermöglicht jetzt der Band: „Freiheit und Zwang im Schicksal des Einzelnen“¹, der eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen Szondis enthält.

Szondi will nichts weniger, als eine Basis für die in zahlreiche Schulen zersplitterte Tiefenpsychologie schaffen und diese zudem mit den Ergebnissen der modernen Psychiatrie, insbesondere der psychiatrischen Erb- lehre, verbinden. Er sucht damit das wissenschaftliche Ärgernis zu beseitigen, daß die offizielle Psychiatrie zwar, dank der modernen Psychopharmaka, verblüffende Erfolge aufweisen kann, aber kein verbindliches theoretisches Konzept besitzt, sondern von den Restbeständen des in den zwanziger Jahren abgeschlossenen Kraepelinschen Systems lebt und weder die psychoanalytischen Einsichten über die frühe Kindheit noch deren Neurosenlehre in ihr System einbeziehen konnte. Leider stehen viele Analytiker den Psychiatern im Nichtzurkenntnisnehmen harter Tatsachen nicht nach. Ihre Diskussion mit der Psychiatrie erschöpft sich nur allzuoft darin, mit einigen Schlagwörtern die Bedeutung der zeitgenössischen Genetik genauso wegzudiskutieren wie die Erfolge der Psychopharmakologie. Mutatis mutandis gilt die fehlende Aneignung anderer Richtungen auch für die verschiede-

¹ Leopold Szondi, Freiheit und Zwang im Schicksal des Einzelnen. Bern, Stuttgart: Huber 1968. 96 S., 5 Abb., 4 Tabellen. Kart. 16,-.

nen tiefenpsychologischen Schulen. Sie haben zwar ein sehr feines Gespür für die Einseitigkeiten und begrifflichen Mängel der anderen Richtungen entwickelt, fragen sich aber nicht, ob diese – bei aller formalen Fragwürdigkeit – nicht doch Sachverhalte aufzeigen, die man selber nicht so gut bemerkt hat.

Diese Situation läßt sich nur auf der Basis einer einheitlichen tiefenpsychologischen Theorie überwinden. Niemand außer Szondi hatte das Wissen, die geistige Spannweite und vor allem auch das Integrationsbedürfnis, eine solche Theorie zu schaffen. Er begründet sie in seiner „Schicksalsanalyse“.

Der bekannteste Erweis für die Brauchbarkeit der schicksalsanalytischen Theorie liegt in dem von Szondi entwickelten und nach ihm benannten Test. In diesem wurde die Möglichkeit geschaffen, menschliche Triebstrukturen in ihrer gegenwärtigen Situation und in ihren Entwicklungspotenzen zu untersuchen. Er hat sich neben dem Rorschachtest, durch den mehr bestimmte bewußtseinsnahe Persönlichkeitszüge erfaßt werden können, trotz seiner komplizierten Auswertung als bekanntester Projektionstest durchgesetzt. Ein gewisses Aufsehen erregte er beim Eichmannprozeß. Die anderen, beim Angeklagten durchgeführten Tests brachten wenig, was zu einer psychologischen Erhellung des „Phänomens Eichmann“ wirklich brauchbar gewesen wäre. Szondi dagegen kam in Blinddiagnose zu äußerst präzisen Aussagen, die in dem Ergebnis gipfelten: „Dieser Mann ist ein Krimineller mit einem unstillbaren Trieb zum Töten.“

Nicht minder bedeutend als Szondis Test sind seine therapeutischen Vorstellungen, die er vor allem in der „Schicksalsanalytischen Therapie“ niederlegte. In diesem Buch setzt er an jener Stelle an, die 1937 der damals 80jährige Freud in seiner Schrift „Die endliche und die unendliche Analyse“ als vorläufigen Endpunkt des analytischen Erfolgs angesehen hatte. Freud schrieb damals, nur bei Patienten mit einer traumatischen Neurose könne eine psychoanalytische Behandlung endgültig und mit durchgreifendem Erfolg abgeschlossen werden. Diese Menschen bilden aber zah-

lenmäßig nur eine kleine Gruppe innerhalb der behandlungsbedürftigen Fälle. Einen erfolgreichen Abschluß der Therapie bei den anderen stünden zwei Faktoren im Weg, über die man noch wenig wisse: „Die konstitutionelle Triebstärke und die im Abwehrkampf erworbene ungünstige Veränderung des Ichs“. „Sie werden aber jetzt Gegenstand des analytischen Studiums.“

Die letztgenannte Hoffnung Freuds hat sich in der Folgezeit nur zur Hälfte erfüllt. Zwar gewann man, vor allem aus den Erfahrungen mit der Psychotherapie der endogenen Psychosen, wesentliche Einsichten in die Struktur des Ich. Auch hierüber schrieb Szondi eine bahnbrechende Arbeit: seine „Ich-Analyse“. Freuds andere Frage aber, wie man dem konstitutionellen Faktor bei den psychischen Erkrankungen beikommen könne, blieb unbeantwortet. Dies war in erster Linie eine Folge der weitgehenden Tabuierung der psychiatrischen Genetik nach dem Krieg, einer Auswirkung der unheilvollen Sterilisierungsgesetze des Naziregimes. In ihnen wurden versimpelt aufgefaßte Mendelsche Regeln kritiklos auf den Menschen angewandt. Das führte bei den Nachfolgern Freuds zu einem einseitig psychogenetischen Konzept, bei den Psychiatern zu einem stillschweigenden Beiseiteschieben der Frage nach der Veranlagung zu psychischen Erkrankungen.

Erst Szondi bemühte sich wieder um ein ausgewogenes und sachgerechtes Durchdenken des Anlage-Umweltproblems in der Tiefenpsychologie. Dabei zeigte er, daß man vor genetischen Tatbeständen keineswegs resignieren muß. Zwar kann man Genotypen nicht aus der Erbgarnitur eliminieren, wohl aber läßt sich die Erkenntnis der modernen Genetik zunutze machen, daß die Erbanlagen bei den endogenen Psychosen nicht als eine Art von Zeitbombe verstanden werden dürfen, die zu einem vorbestimmten Moment mit vorbestimmter Intensität explodiert. Vielmehr liegen sie generell – nach Szondis Ansicht – in zwei „bipolaren Formen“ vor, von denen jeweils nur die eine krankhaft ist. Mit anderen Worten, die Person kann die ererbte seelische Funktion sowohl in krankhafter wie in

sozialpositiver Form ausleben. Dafür spricht der Befund, daß selbst bei Erkrankung eines eineiigen Zwillings an einer endogenen Psychose die Erkrankungswahrscheinlichkeit des anderen niedriger als 100 Prozent ist. Die Wahl der Manifestationsrichtung hängt nach Szondi vorwiegend von der Stellungnahme des Ich ab.

Für dieses Ich ist nun charakteristisch, daß es über eine Reihe von Funktionen verfügt, die – genau wie die verschiedenen erbbedingten Triebe – in zwei einander entgegengesetzten Formen, den „Ich-Existenzen“, angelegt sind. Diese beiden Formen ergänzen sich gegenseitig. Sie „leben unzertrennlich in einer ergänzenden Koexistenz miteinander, fast wie siamesische Zwillinge“. Das Ich bleibt solange gesund, wie es in der Lage ist, von seinen verschiedenen Funktionen, dem jeweiligen aktuellen Bedarf entsprechend, Gebrauch zu machen. Krank ist es, sobald es in einer einzigen Form erstarrt. Es hängt wiederum vor allem von genetischen Faktoren ab, welche der einzelnen Ichfunktionen aus dem Gesamtverband des Ich herausgespalten wird.

Von dieser Situation ausgehend entwickelte Szondi nun spezielle Behandlungstechniken. Sie sollen eine isolierte Ichfunktion mit den komplementären Funktionen des Ichschicksals vertauschen. Dadurch wird es möglich, über die Methoden der klassischen Analyse hinaus, aber natürlich innerhalb des jeweils vorgegebenen Rahmens, eine „Umdrehung“ des Triebchicksals aus der krankmachenden in eine weniger gefahrbringende, humanisierte Form zu bewirken. Zu einer solchen Humanisierung genügt es nach Szondi nicht, die latenten Triebansprüche lediglich bewußt zu machen. Man muß vielmehr „den gefahrbringenden und bewußtgemachten Strebungen auf irgendeinem Wege zur Befriedigung verhelfen“. Denn: „Bewußtmachung ist niemals gleich mit Befriedigung“. Daher betont die Schicksalsanalyse so sehr die Wahl in Beruf, Freundschaft und Liebe. Für derartige genetisch verankerte Wahlhandlungen liefert Szondi zahlreiche Beispiele, etwa: viele Psychiater stammen aus Familien, in denen gehäuft Geisteskrankheiten vorkommen. Sie sozialisieren ihre

Gefährdung durch den Beruf. Diese Sozialisierung ist allerdings keineswegs immer so einfach wie in den geschilderten Beispielen und wird zudem häufig von anderen Faktoren mitbestimmt.

Aus den genannten Eigentümlichkeiten menschlicher Wahl kann Szondi eine neuartige Konzeption der menschlichen Willensfreiheit entwickeln. Er sagt, jeder Mensch sei bei seiner Geburt der Träger eines Zwangsschicksals der Ahnen. „Er wird ja ab ovo mit einem Bündel von familiär ererbten Gegensätzlichkeiten seines Trieb- und Ichlebens in die Welt gestellt.“ Seine persönliche Aufgabe besteht nun darin, dieses familiäre Erbbündel im Lauf des Lebens zu erschließen und aus den darin enthaltenen Möglichkeiten sein eigenes persönliches Schicksal allmählich zu erkennen und aufzubauen. Aus dem Träger eines Zwangsschicksals kann er dadurch mehr und mehr zum Wähler seines freien Ichschicksals werden. Jeder Mensch sei „immerfort im Werden zur Freiheit“. Diese Menschwerdung vollzieht sich in bestimmten Stationen. Dadurch erklärt sich auch die Existenz der verschiedenen tiefenpsychologischen Schulen, die in ihren Menschenbildern bestimmte Phasen dieses Entwicklungsgangs beschreiben.

Letztes Ziel der Menschwerdung ist nicht Individuation, „denn jede Individuation fußt auf Eigenliebe“. Die Individuation ist lediglich eine Durchgangsphase. „Der Selbst gewordene Mensch muß, nachdem er die Spitze seines Seins erreicht hat, zwischen der Eigenliebe und Menschheits-Liebe wählen.“ „Wäre die Ausdehnung der Liebe – als Grundprinzip der Menschwerdung – eine Illusion, so wäre die Lehre des Christentums auch eine Illusion. Und das ist sie sicher nicht! Die Idee der Nächstenliebe ist keine Illusion, sondern der Glaube des Menschen an seine eigene Menschwerdung.“ Letztes, aber nie völlig erreichbares Ziel der Menschwerdung ist der „homo liberator und humanisator“. Das heißt: der Mensch, der durch den Glauben an den Geist den Weg der kollektiven Menschenliebe wählt und somit sich selbst von dem Erbe, von der Triebnatur und von der Vereinzelung der Eigenliebe befreit.

Werner Huth